



Bromberg, Sonntag, den 29. Dezember.

Zum neuen Jahr.

Ein neues Jahr! Tritt froh hinein
Mit aller Welt in Frieden;
Vergiß, wieviel der Plag und Pein
Das alte Jahr beschieden.
Du lebst: sei dankbar, froh und klug,
Und wenn drei bösen Tagen
Ein guter folgt, sei stark genug,
Sie alle vier zu tragen.

Was Dir das alte Jahr gebracht,
Wird auch das neue bringen!
Es wechselt stets wie Tag und Nacht
Das Glücken und Mißlingen.
Was Gott Dir schickt, ist wohlgemeint,
Das nimm getrost entgegen;
Nicht stets ist schlimm, was schlimm erscheint,
Das Schlimmste oft ein Segen.

Vertrau auf Gott und eigne Kraft
Und nicht auf fremde Mächte;
Wer jeden Tag das Rechte schafft,
Der schafft im Jahr das Rechte.
Es frommt nicht, daß Du jagst und klagst
Wenn rückwärts ohne Reue
Ins alte Jahr Du blicken magst,
So sieh mit Mut ins neue.

Notwehr.

Roman v. Reinhold, Ortman (Schluß.) [Nachdr. verb.]

14.

Noch an demselben Abend trat der Freiherr abermals die Reise nach Norden an, wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit gab, ohne Hildens Mitwirkung das Geheimnis aufzuklären, das die Vorgänge jenes unglückseligen Festabends umgab, so konnte es nur an der Stelle geschehen, wo diese Ereignisse sich abgespielt hatten. Aber ein beklagenswerter körperlicher und seelischer Zustand war es, in welchem Eberhard die endlos lange Fahrt zurücklegte.

Es war um die Vormittagszeit, als er auf der Bahnstation, wo ihn nach seinem telegraphischen Befehl der Wagen von Rudow erwarten sollte, das Coupe verließ. Schon bei der Einfahrt hatte er den alten Diener in der Kochlitzer Livree erkannt, der im Gespräch mit einem elegant gekleideten Herrn von mittlerem Lebensalter an der Thür des



Der Neujahrsbrief. Nach dem Gemälde von E. von Müller. [Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Bahnhofsgebäudes stand und es setzte ihn einigermaßen in Erstaunen, als er jetzt diesen Herrn mit raschen Schritten auf sich zukommen sah.

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn Baron Eberhard von Kochlitz?“ fragte der Fremde mit höflicher Verbeugung, und der Angeredete liefete nach weltmännlicher Sitte ebenfalls artig seinen Hut.

„So ist mein Name.“ „Erlauben Sie denn, Herr Baron, daß ich mich vorstelle. Ich bin der Kriminal-Kommissarius von Bergen, und ich nahm mir die Freiheit, hier Ihre Ankunft zu erwarten, weil ich Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen habe, die kaum einen Aufschub duldet.“

„Eine Mitteilung in Bezug auf den Diebstahl vermutlich, der während meiner Abwesenheit auf Rudow verübt worden ist? Ist man der Thäter habhaft geworden?“

„Allerdings! — Aber ich weiß nicht, Herr Baron, ob der ausführliche Bericht schon in Ihre Hände gelangt ist, der auf meine Veranlassung für Sie ausgearbeitet wurde und

den man an Ihre letzte, hier bekannte Adresse abgeschickt hat. — Da es leider nicht der Fall ist,“ fuhr er auf Eberhards verneinendes Kopfschütteln fort, „muß ich zunächst wohl kurz wiederholen, daß für die Polizei von vornherein kein Zweifel darüber bestand, der Diebstahl könne nur von einer mit den örtlichen Verhältnissen des Schlosses auf das Genaueste vertrauten Person verübt worden sein. Nach Lage der Dinge mußte sich der Verdacht natürlich zunächst gegen die Bewohner des Schlosses, das heißt, gegen Ihre Beamten und Ihre Dienerschaft richten, und nach dieser Seite hin stellte ich denn auch während der ersten vierundzwanzig Stunden die eifrigsten Nachforschungen an. Schon am zweiten Tage hatte ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß keiner von ihnen der Thäter oder ein Komplize des Thäters sei. Wohl aber war bei meinen Recherchen ein anderer Verdacht in mir aufgestiegen. Ich hoffe, Herr Baron, daß Sie es nicht mich entgelten lassen werden, wenn das, was ich Ihnen jetzt mitzuteilen genötigt bin, Sie schmerzlich und peinlich berührt. Ich verjähre Ihnen, daß mir kaum jemals eine meiner Berufspflichten so schwer geworden ist wie diese.“

„Ich verstehe nicht recht, mein Herr! Ich wüßte doch nicht, was dieser Kriminalfall außer der Thatfache, daß man mich bestohlen, Peinliches oder Schmerzliches für mich haben könnte.“

„Ich sagte bereits, daß es ein Zufall war, der meinem Verdacht jene Richtung gab. Wenige Tage, ehe uns die Meldung von dem Diebstahl im Rudower Schlosse zukam, hatte uns eine auswärtige Polizeibehörde die bevorstehende Ankunft eines internationalen Hochstaplers signalisiert, der in den Hauptstädten Europas unter den verschiedensten Namen und Titeln sein Weien getrieben hatte, dessen richtiger Name aber — Harald von Rochlitz lauten sollte.“

Mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr Eberhard auf: „Mein Bruder! — Mein, das ist unmöglich! Jemand ein Schurke hat sich seines Namens bedient. So tief konnte ein Rochlitz unmöglich sinken.“

„Es thut mir leid, Herr Baron, daß ich genötigt bin, die Richtigkeit jener Meldung zu bestätigen. Es handelte sich thatsächlich um keinen andern als um Ihren Bruder, und — ich bitte Sie, sich auf das Bestimmteste gefaßt zu machen — Ihr Bruder auch war es, der Sie bestahl.“

„Allmächtiger Gott!“ stöhnte der Freiherr. „Soll denn alles über mir zusammenbrechen? — Und diese fürchterliche Anschuldigung — wodurch wollen Sie sie beweisen?“

„Man hat die geraubten Wertsachen bis auf einige wenige, die er bereits veräußert hatte, bei Ihrem Bruder gefunden, und er hat überdies von vornherein offen zugegeben, daß er der Einbrecher sei.“

„Nun wohl! — Hat er wie ein gemeiner Dieb gehandelt, so mag er auch büßen wie ein Dieb. Ich hoffe, man wird der Gerechtigkeit freien Lauf lassen, Herr Kommissar!“

„Die irdische Justiz, Herr Baron, wird von dieser Sache kaum noch irgend welche Arbeit haben. Ihr Bruder hat ihr vorgegriffen, indem er — es wird mir sehr schwer, es auszusprechen, aber Sie müssen es ja doch erfahren — indem er angesichts der Entdeckung seiner That einen Selbstmordversuch unternahm, den die mit seiner Verhaftung beauftragten Beamten leider nicht mehr zu hindern vermochten. Die Aerzte können nur wenig Hoffnung auf seine Wiederherstellung geben. Als ich die Hauptstadt verließ, war nach einer Mitteilung aus dem Krankenhaus aller menschlichen Voraussicht nach die Dauer seines Daseins kaum noch nach Tagen zu bemessen.“

Eberhards Jngimm war wieder verslogen. Er stützte den Kopf in die Hand und versank in Minuten langes Schweigen, das der Beamte nicht zu unterbrechen wagte. Endlich sagte er: „Hat er sehr zu leiden? — Und ist er bei Besinnung?“

Der Kommissar bejahte.

„Mit dem nächsten Zuge fahre ich in die Hauptstadt,“ erklärte Eberhard plötzlich. „Zum Glück kommt er ja schon in einer halben Stunde. Gott gebe, daß ich dann nicht schon zu spät an dem Schmerzenslager meines unglücklichen Bruders eintraffe.“

Obwohl sich der Polizei-Kommissar nach Kräften bemühte, ihm über die qualvolle Ungeduld dieser halben Stunde hinweg zu helfen, dehnten sich für Eberhard doch die Minuten des Wartens zu endlosen Ewigkeiten aus, und obwohl es ein Orpheeßzug war, den er beugte, glaubte er doch nie in seinem Leben mit so schneckenhafter Langsamkeit gefahren zu sein wie heute. Unverzüglich begab er sich vom Bahnhofe in das Krankenhaus, und er atmete auf, als er erfuhr, daß er noch nicht zu spät gekommen sei.

Auf eine von höherer Stelle ergangene Weisung hin hatte man Harald von Rochlitz ein besonderes Zimmer eingeräumt, und in diesem kahlen, schmucklosen Krankenhaushübchen, dessen leere, graue Wandflächen an die Mauern einer Gefängniszelle erinnerten, war es, wo sich die Brüder nach langer Trennung zum erstenmal wieder in die Augen blickten.

Eberhards Herz klopfte zum Zerspringen und er mußte, all seine Kraft zusammen nehmen, um seine furchtbare Ergriffenheit nicht vor dem Kranken all zu deutlich offenbar werden zu lassen. Der da vor ihm lag und ihm mühsam das wachsbliche Antlitz zuwandte, war nicht mehr der schöne, ritterliche Harald, dem gerade um seines vornehmen, besiedenen Außeren willen trotz allem und allem so

schwer zu grollen gewesen war. Wenige Tage hatten hingereicht, um völlig zu zerstören, was ein wüßtes Leben ihm noch von der einstigen Kraft und Jugendichtheit gelassen haben mochte.

Eberhard wollte sprechen, aber die übermächtige Bewegung, die er doch um jeden Preis niederhalten mußte, schnürte ihm die Kehle zusammen. Während der Arzt und auf seinen Wink auch die Pflegerin sich in eine Ecke des Zimmers zurückzogen, trat er an das einfache, eiserne Bettgestell heran, auf dem der Sterbende ruhte und beugte sich stumm zu ihm nieder.

„Also bist Du doch noch gekommen? — Na, das ist gut von Dir, Eberhard! Mancher andere an Deiner Stelle hätt's vielleicht nicht gethan.“

„Ich bin so schnell hierher geeilt, als ich's vermochte, Harald! — Aber daß wir uns so wiedersehen müssen —“

„Daß gut sein, Eberhard! Ich denke, es ist gerade so am allerbesten. Hätten wir uns unter anderen Verhältnissen wiedergeesehen, wer weiß, ob wir als gute Freunde geschieden wären, wie wir es jetzt thun wollen. — Denn hoffentlich bist Du in der Absicht hierher gekommen, mir zu vergeben.“

„Kannst Du daran zweifeln, Harald? Ich vergebe Dir von ganzem Herzen, wie ich es schon früher gethan haben würde, wenn Du jemals den Wunsch darnach zu erkennen gegeben hättest. Und ich hoffe, Du wirst gesund werden, damit —“

Aber der Vermundete hinderte ihn durch eine müde, abwehrende Handbewegung, zu vollenden.

„Nein, wir wollen uns nicht zu guterleht noch eine Komödie vorspielen, wäre es auch in der allerbesten Absicht. Die Minuten dürften — dafür — doch etwas — etwas zu kostbar sein; höre mir zu! — Man hat Dir gesagt, daß ich bis zum Verbrecher gesunken sei — nicht wahr? — bis zum gemeinen Dieb. Schließlich könnte mir's recht sein, denn das andere ist ja in Deinen Augen wahrscheinlich auch nicht viel besser. Aber ich wäre ein Narr gewesen, wenn ich jene Dinge genommen hätte, in der Absicht, sie zu veräußern. Ich glaubte vielmehr, Du müßtest sofort erraten, wer jener nächtliche Besucher gewesen sei — und damit Du es sicher errietest, verfuhr ich genau so wie an dem Tage, wo mir Hilde zu rechter oder zu unrechter Zeit — wie man's eben nehmen will — als ein warnender und rettender Engel erschienen war. Ich —“

„Was sagst Du? — Hilde? — Wann wäre das geschehen?“

„Aber, Du weißt ja — sie muß es Dir doch gesagt haben — damals, an dem Tage, an dem Ihr das große Fest auf Rudow feiertet — das Fest, das für Dich ein so tragisches Ende nahm.“

Wie im Schein eines grell aufzuckenden Blitzes erhellte sich für Eberhard plötzlich das Dunkel, in dem er so lange mit verzweifelter Qual herumgetappt. Und er vergaß für einen Moment, daß es ein Sterbender war, zu dem er sprach.

„Harald — um Gotteswillen, erzähle mir, was damals zwischen Dir und Hilde geschah! Denn ich weiß nichts — nichts! Und das Schicksal zweier Menschen ist es, das jetzt an Deinen Worten hängt.“

„Wie? Sie hätte Dir nichts gesagt? — Und das Geld, das sie mir gegeben, Du hast es ihr nicht erstattet?“

Eberhard schüttelte den Kopf.

„Hilde verließ Rudow noch an dem nämlichen Abend, und wenige Tage sind verangangen, seit ich sie zum erstenmal wieder sah. Mit keinem Worte hat sie mir von einer Begegnung zwischen Euch gesprochen. Wohl aber hat sich ein dunkler, furchtbarer Verdacht gegen sie erhoben, denn eine Dienerin wollte sie mit einem fremden Manne in meinem Arbeitszimmer gehört haben, und man wagte sogar, sie in einen Zusammenhang mit der plötzlichen Erkrankung meiner armen Frau zu bringen. Sie hat sich nicht dagegen verteidigt, und wenn Du im stande wärest, die rätselhaften Vorgänge jenes Abends aufzuklären, so würdest Du mir damit einen Dienst erweisen, der hundertfach alles ausblöhte, was jemals feindselig zwischen uns gestanden.“

„Wenn es die Rücksicht auf mich war, die Hilde schweigen ließ, so ist sie wahrhaftig das edelste und hochherzigste Geschöpf unter der Sonne, und schon für das Unrecht, das ich ihr angethan, hätte ich dies klägliche Ende verdient. Was sie an jenem Abend gethan, durfte sie offen vor aller Welt bekennen, denn es war eine edle und selbstlose Handlung.“

Und während der Todesengel unsichtbar über die Schwelle des kahlen Krankenzimmers schwebte, um seinen Platz zu Häupten des Lagers zu nehmen, erzählte Harald von Rochlitz mit seinem letzten Atem, was sich am Abend des unglückseligen Festes in Eberhards Arbeitszimmer und auf dem Gange vor demselben zugetragen. Die Augen mit der Hand bedeckend, hörte sein Bruder ihm zu, eine Beute widersireitender Empfindungen, von denen freilich die Reue über seine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit über alle anderen den Sieg behielt.

Noch wollte sich ihm manche Frage auf die Lippen drängen, als die Stimme des Sprechenden plötzlich stockte, während das Raffelt und Pfeifen in seiner Brust zu einem schrecklichen Röcheln wurde.

„Harald!“ schrie Eberhard in höchster Besürzung auf. Aber der Arzt, der jetzt neben ihm stand, bedeutete ihm zu schweigen.

„Lassen Sie ihn ruhig sterben!“ flüsterte er. „Die Erlösung ist ihm zu gönnen.“

Und der Todesengel, der schon so lange unsichtbar zu Häupten des Lagers gestanden, neigte sich mit sanftem Kusse über den Ringenden herab.

15.

Eberhard blieb in der Hauptstadt, um die erforderlichen Anordnungen für die Ueberführung seines toten Bruders nach Rudow zu treffen und um zugleich, soweit es in seinen Kräften stand, die traurigen Spuren auszutilgen, die von dem jähen Niedergang jenes armen, versehlten Menschendaseins Kunde gaben.

Am Abend des zweiten Tages war es, als er einem ihm besfreundeten Offizier, einem nahen Verwandten der Generalin, auf der Straße begegnete, um von ihm im Laufe des Gesprächs zu seinem freudigen Schrecken zu erfahren, daß die Generalin und Hilde vor einigen Stunden aus dem Süden hier eingetroffen seien.

Obwohl er zu dieser Stunde nicht mehr daran denken konnte, Hilde zu sprechen, trieb es ihn doch unwiderstehlich in jene stille vornehme Vorstadtstraße hinaus, in der die Villa der Generalin lag. Weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken, als er sich mit stürmisch pochendem, vor heißer Sehnsucht zitterndem Herzen dem eisernen Gitter näherte, das den Vorgarten des vornehmen Hauses nach der Straße hin abschloß.

Da — er wagte kaum seinen Augen zu trauen — erspähte er auf einer Marmorbank in der Tiefe des Gartens eine dunkle weibliche Gestalt, und er brauchte nur noch einen weiteren Schritt zu thun, um diese schlanke, feine Mädchengestalt mit voller Sicherheit zu erkennen. Seiner selbst nicht mehr mächtig und jede Rücksicht vergessend, rief er mit halblauter, zitternder Stimme ihren Namen.

„Hilde, wie aus tiefem Traume ausgeschreckt, fuhr Hilde empor. „Eberhard, — Du? — Mein Gott, kannst Du denn nicht aufhören, Dich und mich zu quälen?“

„Nur zwei Worte, Hilde! Mein Bruder Harald ist tot. Er schickt Dir durch mich seine letzten Grüße, und er hat mich beauftragt, seine Schuld für ihn zu bezahlen.“

Sie war ersichtlich tief betroffen; aber sie sagte sich doch und erwiderte ernst: „Friede über ihn! — Wann ist er gestorben — und wo?“

„Unter den traurigsten Umständen und unter dem Druck eines furchtbaren Verhängnisses. Du mußt es mir erlassen, Dir jetzt die Einzelheiten zu erzählen, und Du mußt Dir vorerst daran genügen lassen, daß wir dem Schicksal nicht zürnen dürfen, wenn es den Rasitlosen endlich Ruhe finden ließ. Er durste sich nach den letzten Ereignissen nichts Besseres mehr auf Erden wünschen.“

„Und Du kommst um diese Stunde, es mir mitzuteilen, Eberhard?“

„Nein — ich hegte keine Hoffnung, Dich heute noch zu sehen. Nun aber, da ein wunderbarer Zufall es dennoch gesüßt hat, nun vergebne es mir, Hilde, Dich demütig und voll



Das Körner-Denkmal in Chemnitz.

Da that sie zwei rasche Schritte auf ihn zu und reichte ihn über das Eisen hinweg ihre Hand.

„Sie blutet nicht mehr, Eberhard! — Und Du hast recht: aus meinem freien Entschlusse muß die Entscheidung hervorgehen, denn nicht auf Dir allein dürste die Verantwortung ruhen, wenn all' unsere Liebe dennoch nicht stark genug wäre, über den Gräbern der Toten ein neues Glück zu erbauen. Geh und erfülle Deine Bruderpflicht gegen den armen Harald! Dann magst Du in Rudow auf meinen Ruf warten! — Morgen, in einem Monat oder in einem Jahr —

kommen wird er gewiß!“

Der Druck ihrer Hand versprach ihm noch tausendmal mehr als ihre Lippen. Aber er jauchzte nicht auf in hellem Jubel wie bei ihrer ersten Wiederbegegnung in der Felsenwildnis der Dolemiten. Er neigte sich nur auf die schlanken, weißen Finger hinab, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen, und leise klang seine Antwort zurück: „Ja, Hilde, ich werde warten, und wann auch immer Deine Botschaft mich erreicht, sie wird den glücklichsten aller Menschen aus mir machen.“

Ihre Blicke begegneten sich, um lange, lange in einander zu ruhen. Dann wandte sich Hilde mit geflüstertem Abschiedsgrüße nach dem Hause zurück. Eberhard folgte ihr mit den Augen, bis die Dunkelheit ihre schlanke Gestalt in sich aufgenommen hatte.

Dann aber preßte er beide Hände auf das stürmisch klopfende Herz und seine Rippen sprachen leise: „Gute Nacht, mein Lieb — mein süßes, herrliches Weib!“



Ober-Lieutenant Heyl nach seinem Distanzritt Mez-Bukarest.

Die schwarze Perle.

Von Hugo Klein.

(Nachdruck verboten.)

„Die Heldin meiner Geschichte,“ sagte der Juwelenhändler, indem er sich eine Zigarette anzündete, „ist eine Perle, und zwar eine tiefschwarze Perle von überraschender Größe und seltenem Glanz. Ihre Kostbarkeit läßt sich schwer in Ziffern ausdrücken.“

Es sind nun gerade zwanzig Jahre her, da trat eines Morgens ein junges Mädchen in einen großen Juwelenladen in der Hartengasse zu Budapest. Ihre Kleider waren seltsam ungeschickt angefertigt, auf dem Kopfe trug sie einen Hut von schreienden Farben, in der Hand einen großgeblumten Sonnenschirm aus alter, vergilbter Seide. Man merkte dem Mädchen auf zehn Schritte die „Landpomeranze“ an. Mochte wohl irgend ein kleines Silber-Armband mit dem emaillierten Worte „Souvenir“ als Andenken an die Reise nach der Hauptstadt kaufen wollen oder dergleichen. Sie sah so simpel aus trotz ihrer hübschen schwarzen Augen und der Grübchen in dem rotbackigen Gesichte, daß sich weder der Chef noch sein Kommiss veranlaßt fühlten, ihr auch nur einen Sitz anzubieten.

Das junge Mädchen schien aber diese Mißachtung gar nicht zu bemerken, ließ sich ruhig in dem kleinen rotamtenen Fauteuil nieder, welcher für die noblen Kunden des Ladens in Bereitschaft stand, kramte dann in ihrem Gretchentäschchen herum und zog schließlich einen forsam in Seidenpapier gehüllten Gegenstand von dort hervor. Langsam schälte sie diesen Gegenstand heraus, winkte dann den Chef der Firma näher und hielt ihm zwischen Daumen und Zeigefinger ein großes, rundes Etwas entgegen.

„Was ist das wert?“ fragte sie mit jugendlich melodischer Stimme.

Der Juwelier nahm den Gegenstand, sichtlich gespannt, aus der Hand der Fremden.

Es war die erwähnte Perle, von einer Schönheit und Pracht, daß der Mann seinen Augen kaum traute. An einem Punkte hatte sie einen kaum merklichen Defekt. Der mochte wohl von einer Spange oder Schlinge herrühren, aus welcher die Perle genommen war.

„Die Perle hat einen Fehler,“ sagte der Juwelier.

„So!“ sagte die Fremde gedehnt, indem sie sich vorbeugte, um die kleine Verletzung des Kleinods zu betrachten.

Der Juwelier faßte das Mädchen genau ins Auge. Ihr Erstaunen war ganz aufrichtig, nicht die geringste Heuchelei lag darin. Sie war keine Kennerin.

„Woher haben Sie die Perle?“ fragte nun der Mann.

„Das ist wohl gleichgültig,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd.

„Nebriens . . . ich bin Besitzerin eines kleinen Pfandleihgeschäftes in der Provinz, das ich von meinem Vater geerbt habe. Eine hohe Herrschaft will den Schmuck bei mir versehen. Sie verlangt viel dafür. Sagen Sie mir, was die Perle wert ist, und ich will Sie für Ihre Mühe bezahlen.“

„Ich kann die Perle nicht schätzen,“ sagte der Juwelier, indem er sie bewundernd betrachtete.

„Warum nicht? Warum können Sie die Perle nicht schätzen?“ fragte das Mädchen ein wenig ärgerlich. „Ich will Sie ja für Ihre Mühe entschädigen!“

„Gut, gut,“ beeilte sich der Mann begütigend zu sagen. „Ich wollte damit nur andeuten, daß die Perle unschätzbar, weil sehr selten ist.“

Das junge Mädchen überlegte einen Augenblick, indem sie den Mann prüfend betrachtete. Dann fragte sie: „Kann ich darauf zweitausend Gulden leihen?“

„Unbedingt.“

„Auch fünftausend?“

„Auch.“

„Und zehntausend?“

Der Juwelier nickte lächelnd mit dem Kopfe.

Der Provinzschönen war ganz heiß geworden und sie fuhr sich mit ihrem Tücheltchen über das Gesicht. Ihre Augen funkelten nun, wie die schönsten Diamanten in dem Laden nicht schöner leuchteten. Sie bat um ein Glas Wasser.

Der vorhin erwähnte, respektlose Kommiss stürzte eifertig und gefällig mit einem Glase fort.

„Und zahlen Sie mir für die Perle zehntausend Gulden, wenn ich sie verkaufen möchte — denn ich habe auch dazu die Ermächtigung?“ fragte das junge Mädchen, noch immer ein wenig mißtrauisch, ob der Mann keinen Scherz mit ihr treibe.

„Nein —“

Sie lachte herzlich.

„Aha! da sehen Sie!“ rief sie.

„Es giebt nur eine Firma in Oesterreich, welche für diese Perle Verwendung hat und sie kaufen dürfte. Es ist die eines Hofjuweliers in Wien.“

„Können Sie mir die Adresse angeben?“

„Gern.“

Der Verkäufer schrieb die Adresse auf ein Blatt Papier. Die Fremde dankte freundlich, indem sie es entgegen nahm und mit ihrem

Kleinod wieder in der Gretchentafche verbarg. Dann trank sie das Glas Wasser, welches ihr der Kommiss unter Bücklingen darreichte, erhob sich, legte trotz aller Ablehnung einen Gulden als „bescheidene Schätzungsgebühr“ auf den Tisch und entfernte sich.

Zwanzig Stunden später trat dasselbe junge Mädchen in der nämlichen, in Wien noch befremdlicher erscheinenden Toilette in den Laden des Hofjuweliers auf dem Graben, der ihr bezeichnet worden war. Dort empfing ich die Besucherin — ich war damals als Stellvertreter des Chefs und Geschäftsleiter bei der alten Firma angestellt. Ich sah die Perle — die Verkäuferin stand in gar keinem Verhältnisse mit ihrem Besitze.

„Vor allem, mein Fräulein,“ sagte ich, „werden Sie so gütig sein, mir zur Polizeidirektion zu folgen, um sich dort auszuweisen, wie Sie in Besitz dieses Schmuckes gelangt sind.“

Sie richtete einen zornsprühenden Blick auf mich.

„Und wenn ich das nicht thue?“ rief sie heftig.

„Dann müßte ich bedauern, einen Wachmann holen zu müssen, der Sie dahin geleitet.“

„Gut,“ sagte das Mädchen, „ich folge Ihnen, wenn das so Sitte ist in Wien, mit Kunden umzugehen . . . Lassen Sie freundlichst einen Wagen holen.“

Der Wagen war bald zur Stelle.

„Sie müssen entschuldigen,“ sagte ich, „aber der Fall — ein Kleinod von diesem Wert —“

„Es ist schon gut,“ sagte sie kurz. „Was Sie thun, thun Sie ja auf Ihre Verantwortung.“

Das Mädchen erschien mir nun durchaus rechtschaffen und ganz gescheidt. Ich verstehe mich auf das Benehmen von Schwindlern. Ich täuschte mich auch nicht. Im Polizeiamte wurde die junge Fremde aufgefodert, sich auszuweisen, wer sie sei und woher sie die Perle habe. Sie gab an, sie heiße Cäcilie Roth und sei nach Großwardein zuständig. Sie besitze von ihrem Vater ein kleines Pfandleihgeschäft, in welches häufig ein junger Baueremann gekommen wäre. Als Kelemen mit Namen, der verschiedene Habseligkeiten versetzt habe. Er sei sehr arm. Eines Tages kam sie an dem Häuschen Kelemen zufällig vorbei und hörte lauten Lärm im Hofe. Da ihr der Mann bekannt war, trat sie ein und hörte, daß man ihn wegen einer Schuld von achtzehn Gulden pfänden wollte. Kelemen rief sie zur Seite, zeigte ihr verstohlen die Perle und erbat sich zwanzig Gulden dafür, um seine Schuld bezahlen zu können. Er sagte, die Perle sei ein altes Andenken, von dem er sich ungern trenne. Mehr aus Mitleid mit dem armen Teufel als überzeugt von dem Wert der Perle, gab sie ihm die verlangte Summe. Sie wußte wohl, so viel verstand sie von der Sache, daß die Perle einen hohen Wert besitzen müsse, wenn sie echt war. Sie hielt sie jedoch nicht für echt. Das Weitere ist aus meiner Erzählung bekannt. Sie fügte noch hinzu, daß sie, in Pest über den Wert des Kleinods aufgeklärt, die Reise nach Wien gemacht habe, um es zu veräußern in der Absicht, den Erlös mit dem armen Kelemen ehrlich zu teilen. Die Aussagen des jungen Mädchens wurden in allen Punkten für richtig befunden. Es stellte sich ferner heraus, daß der Vater des Altes Kelemen ehemals Kammerdiener des Grafen Ludwig Batthányi, des Ministerpräsidenten der ungarischen Revolutionsregierung vom Jahre 1848, gewesen sei. Batthányi trug die Perle als Busennadel und schenkte sie wenige Stunden vor seinem Tode — er wurde bekanntlich in Pest zufolge kriegsgerichtlichen Urteils erschossen — seinem treuen Diener als Andenken. Nie wollte sich dieser davon trennen. Doch er starb, und sein Sohn löste schon früher die goldene Nadel und die Fassung ab, um sie, von Not getrieben, zu veräußern. Das geschah schließlich auch mit der Perle, von deren Wert er keine Ahnung hatte. Die Perle selbst war gestohlenes Gut. Vor hundert- und fünfzig Jahren wurden aus der englischen Krone, in welcher sich unter anderen kostbaren Stücken drei schwarze Perlen von unvergleichlicher Größe und Schönheit befanden, eins dieser Kleinode mit zwei großen Diamanten gestohlen.

Seit hundertundfünfzig Jahren wurde diese Perle seitens der englischen Regierung gesucht — vergebens! Sie blieb verschollen. Nun brachte sie ein Zufall wieder zum Vorschein. Wie die Perle in den Besitz des Grafen Batthányi gelangte, ist nicht bekannt. Vermutlich hatte er sie von irgend einem Kuriositätenhändler gekauft und teuer, wenn auch nicht dem vollen Werte nach, bezahlt.

Der englische Kronschatz löste die Perle, treu seinem alten Angebot, um 2500 Pfund Sterling ein. Ein nettes Sümmchen! Fräulein Cäcilie Roth teilte das Geld durchaus loyal mit dem armen Altes Kelemen. Es blieb aber doch beisammen, denn die beiden sahen sich schon lange gern, und das unverhoffte Glück machte sie zu einem Ehepaar.

Der Diamantenhändler schloß seine Erzählung. „So romantische Geschichten könnten viele Perlen und Diamanten erzählen,“ sagte er. „Gar merkwürdige Schicksale sind oft mit ihnen verknüpft, Glück und Thränen . . .“



Proßt Neujahr! Nach einer Originalzeichnung von R. Dammeier.

— ♦ — Das Neujahrs-Gespens. — ♦ —

Novellette von Agnes Schoebel.

[Nachdruck verboten.]

Auf Schloß Simmern saß eine fröhliche Gesellschaft beisammen, unter geheuchelter Feierlichkeit der ersten Stunde des neuen Jahres entgegenwachend. Man lachte, man sicherte, man blies hin und wieder eine Flamme des siebenarmigen Eisenleuchters aus, der geheimnisvoll schwarz neben der dampfenden Silberkerze thronte, — und die Jugend machte sich bereit, nach bewährtesten Rezepten hinter den ihr himmelblau erscheinenden Schleier der Zukunft zu dringen. Kosige Mädchenhände schoben schmale, mit Glücksnüssen und Bleitugeln gefüllte Körbchen, sowie ein paar Netze mit Eiern und Äpfeln auf den Tisch. Zum Schluß brachte der Diener eine Platte mit Zinnlöffeln und hohen durchsichtigen Gläsern, eine mit Ötzwasser gefüllte Schale und einen verdeckten Spiegel.

Das Gespräch wandte sich naturgemäß den unterschiedlichen Neujahrsgebräuchen zu. Der verstaubteste Aberglaube wurde ans Licht gezogen, überlieferter und selbsterlebter Gaukeleien gedacht, so daß es den jungen Mädchen nur so gruselte. Immer schwerer wurden die Atemzüge, immer heißer glühten die Gesichter, man flüsterte, man sprach durcheinander, bis schließlich des Schloßherrn drohende Stimme Ruhe gebot.

„Geht mir doch mit all dem in der Luft flirrenden Kram! Das einzige, was mir imponieren kann, ist ein richtiges Gespens — wenn's nicht Unsinn wäre, sagt ich aus Fleisch und Bein. Aber bleibt mir vom Halse mit krummen Weidenbäumen und zum Trocknen aufgehängten Faken!“

Der jugendliche Hasso Harden, dessen Bärtchen bereits einen halben Zentimeter aus der zarten Haut hervorwucherte, fing an mit einer weißen Frau zu renommieren, die sich seinem Geschlecht bei bevorstehenden Todesfällen zu zeigen pflege, — wurde aber gründlich ausgelacht mit so einem abgenutzten Gespens.

Da konnte Edgar von Arnim, der von Hannover herübergekommen und bereits mehrfach im Laufe des Abends in Gefahr geraten war, die knappe Uniform der Königsulanen vor Lachen zu sprengen, doch einen kräftigeren „Wiedergänger“ ins Treffen führen; einen eisenbepanzerten Ahnherrn, welcher sich's angelegen sein ließ, seine Nachkommen durch Rasteln mit Schwert und Schild auf nahendes Unheil hinzuweisen.

Die kleine Lolo Bentheim, die „Herzensnichte“ des alten Grafen Simmern, und von ihm zu wochenlangen Besuchen eingeladen, mochte nicht zurückstehen. Sie erzählte umständlich von einer silbernen Jungfrau im weißen Rosenkranz, welche besonders die Bräute des Bentheim'schen Hauses mit frühem Sterben bedrohe.

„Ja, wollen wir denn wirklich das neue Jahr unter Heulen und Zähneklappern erwarten?“ schnitt ihr der „Herzensonkel“ die weitere Rede ab. Er legte bedächtig ein paar Scheite Holz ins Kaminsfeuer, um dasselbe zum Schmelzen des Bleies tüchtig zu machen. „Wenn Ihr nicht von humoristischen Gespensern zu erzählen wißt —“

„Aber humoristische Gespensier giebt's doch nicht!“ erscholl es im Chöre.

„Na, denn meinethwegen edelmütige, die Gutes anfangen und lustigen Unfug ins Haus bringen —“

Lolo machte ein spitzes Mäulchen. „Das Gute muß vom Himmel fallen! Wenn man's lange im voraus weiß, freut's einen nicht,“ bemerkte sie weise.

Der alte Graf zwinkerte äußerst listig mit den graugrün schillernden Augen und trommelte eine Polka auf den Tisch. Dann wandte er sich an seine Tochter. „Du, Melitta, von einem feineren Gast hab ich wohl schon gehört, aber von einer feineren Wirtin noch niemals. Kopf hoch und die Gläser voll geschenkt! Seiner Majestät jüngste Leutnants haben Durst! — Willst Du Dein larmoyantes Gesicht etwa ins funkelnelagelne Heilsjahr mit hinüberschleppen?“

Das Mädchen zuckte zusammen. Sie hatte an dem lustigen Geplänkel der kleinen Gesellschaft keinerlei Anteil genommen, sondern mit tiefgesenktem Köpfschen dageessen und wie abwesend einen Strauß zerpfückt, welchen der galante Edgar ihr geschenkt. Jetzt erhob sie sich. Ein erzwungenes Lächeln durchleuchtete die Schwermut ihrer Züge. Sie begann die Gläser der Gäste zu füllen.

„Arme Melitta,“ flüsterte es da neben ihrem Ohr — „solst auch noch lustig sein!“ Ein Paar weiche Arme legten sich um ihre Schultern. Sufi Arnim war die einzige unter Melittas Freundinnen, welcher sie einen Herzenskummer anvertraut hatte, obgleich man es ziemlich allgemein wußte, daß die Komtesse Simmern unter Schwermutanfällen litt, seit eine gewisse Familienangelegenheit, in welche ein lebenswürdiger Taugenichts hineinspielte, den unerquicklichsten Abschluß gefunden. Besagter verführerische junge Mensch hatte vor knapp zwei Jahren einen dornengespickten Korb vom alten Simmern besehen und war seitdem so gut wie verschollen. —

Sufi nahm der Freundin ein randvolles Glas ab und schob es dem Hausherrn hin. Dabei sandte sie ihm einen reizenden,

fliehenden Blick zu. Auch seine Gattin, Gräfin Natalie, zwinkerte mit den Augen.

„Ach was! Weibersentimentalität! Sind einem alte Felle weggeschwommen, soll man auf frische jagen gehen!“ brummte er in den Bart hinein. Dann zwinkerte er von neuem vergnügt mit den Augen und räusperte sich dreimal gewichtig.

„Also Ihr flackriges, oberflächliches Gesindel hegt Zweifel an der Existenz edelmütiger und glückbringender Geister? Wenn ich Euch nun sage, daß unser eigenes Haus einen solchen besitzt? He?“ Er schob die buschigen Augenbrauen zusammen, eine geheimnisvolle Miene aufsetzend. „Und wenn's Glück gut ist, erscheint er uns vielleicht heut, denn er ist ein Neujahrsgepens.“

Lolo stieß Melitta übermütig in die Seite.

„Und davon hast Du mir niemals erzählt,“ dehnte sie. Melitta fuhr aus Träumen auf. Sie wußte gar nicht, um was es sich handelte.

Zwei reizende Nichten des Hauses, Zwillinge, die man stets verschieden kleiden mußte, um sie nur auseinanderhalten zu können, blickten mit ihren vier Verlangen die Tante Natalie an. Sie lächelte ihr feines gütiges Lächeln und nickte. Gedachte ihr Mann irgend einen lustigen Schwank in Szene zu setzen, so wäre sie die letzte gewesen sich als Spaßverderberin auszuspielen.

Ungläubiges Lachen und fragende Ausrufe schwirrten jetzt durcheinander.

„Onkelchen!“ „Ein Neujahrsgepens?“ „Warum nicht gar!“

Graf Simmern rechte seine Hüftegestalt. „Und ein Heiratsgepens! Sagt unserem Hause jede Hochzeit an!“

Die Zwillinge sperren die Rosenmäulchen auf. „Melitta, da bist Du an die Reihe!“

Allgemeines Jubeln und Händeklatschen.

Edgar von Arnim wurde sehr verlegen, das Mädchen erblickte und senkte den Blick, Thränen funkelten in ihren Augen.

Unmutig schob Graf Simmern sein Glas von sich. „Ach was, die ist zur alten Jungfer geradezu prädestiniert —“ Seine Frau legte ihm warnend die Hand auf den Arm.

„Schone sie, Jobst,“ bat sie leise. „Ihr ist es noch sehr weh im Herzen.“

Melitta sah auf. „Ich weiß nicht, was ich dem Papa gethan habe. Seit dem Weihnachtsfeste hab ich keine Stunde vor seinen Neckereien Ruhe.“

„Mußt Dich eben da hineinschicken, einen herzlosen alten Vater zu haben,“ erwiderte gleichmütig Graf Simmern und griff nach Lolo Bentheims Kinderpatschen, welche mit ein paar Glücksnüssen spielten.

„Soll etwa das Schicksal durch Liebkosungen von solchen Händen bestochen werden? Nichts da! Zurück mit den Nüssen in den Korb!“

Lolo schmolte. „Ach! Schicksal bestechen! Für einen Heiratsantrag mache ich mir nicht die mindeste Hoffnung.“ Sie zeigte auf ihr kurzgeschorenes Köpfschen. „Wie sollte auch der Brautranz hier festhalten?“

Die Zwillinge strichen stolz über ihr Nest von dichtgeflochtenen Zöpfen. „Aber das Neujahrsgepens? Hat's denn keine regelrechte Vorgeschichte?“

„Na und ob! Schwer romantisch, Ihr neugierige Gesellschaft!“

Die Zwillinge falteten die Hände.

Lachend drohte ihnen Graf Simmern und fing dann an die Geschichte des Gespensies zu erzählen.

„Das sind so Sachen, wißt Ihr, — Sachen —! Unser Spiritus familiaris ist ein Phönix, ein weißer Rabe. Während sich's andere wohlbestallte Gespensier angelegen sein lassen, Unheil zu verkünden, als ob das nicht früh genug käme — ist dieser edelmütige Spuk bestrebt, die feurigsten Kohlen auf die Häupter der Simmerus zu legen. Sodann bemüht er sich nicht um Kleinigkeiten. Es verlohnt sich stets der Mühe, wenn er dieses Schloß mit seiner gespensigen Gegenwart beehrt. Ein fröhliches Hochzeitsfest steht dann bevor, und somit die Aussicht, unsere Gesellschaft wachsen und gedeihen zu sehen. Warum trittst Du mich denn auf den Fuß, Natalie? Du, ach so, — na, also bloß Hochzeit ohne darauffolgende Kindtaufe.“

„Aber Jobst!“

„Aber Jobst!“ wiederholte Graf Simmern schmunzelnd und fuhr dann gemüthlich fort: „Also über die Ziele und Zwecke unseres Familiengespensies hätte ich mich zur Genüge ausgelassen, wie der Ordnungsruf meiner verehrten besseren Hälfte mir soeben bewies. Erübrigt nur noch die Herkunft des freundlichen Geistes zu beleuchten.“ Er holte tief Atem. „War da mal unten im Dorf ein junger Kaplan, so ein Mann Gottes, der aus lauter Frömmigkeit in Armut, Keuschheit und Gehorsam, — aber Alte, die neuen Suchtenledernen werden bedenklich leiden — also wie gesagt in Armut, Keuschheit und Gehorsam lebte. Hinderte ihn jedoch nicht, ein Herz zu haben, so eins voller Explosivstoff, wie sich's jetzt öfters bei den Königsulanen zeigen soll.“ Er nickte Edgar von Arnim zu. „Na, schweig stille, mein Junge. — Also besagter Kaplan hob den vermessenen Blick zu

der Tochter des demaligen Herrn auf Schloß Simmern, wodurch alle drei Gelübde bedenklich ins Schwanken gerieten.“

Melitta horchte atemlos. „Und die Tochter? Was that sie?“

„Wie sah sie vor allen Dingen aus?“ forschte Hasso Harden.

„Die Tochter? hm. Sie hat schwarzes Haar, wie alle Simmerns, aber ihre eigenen blauen, wahrscheinlich vom Himmel mit heruntergebrachten Augen, „große helllichte Sterne“ — sagt eine alte Chronika —“

„Gerade wie Du, Melitta,“ flüsterte Susi Arnim der Freundin ins Ohr.

„Aber was sie nicht hatte, das war so der richtige Menschenverstand, welcher die Hoffnung nicht fahren läßt. Sie sah immer nur die Tönur zwischen den Voden ihres Herzerliebsten, denn das war er trotz seines geschorenen Kopfes. Statt daß sie ihn übermocht hätte, aus der finsternen Klosterzelle zu entfliehen, seinem Gott im hellen Sonnenlicht durch fröhliche Thaten zu dienen und schließlich mit ihr einen christlichen Hausstand zu begründen, — na, was vermeint Ihr junges Volk, was sie that?“

„Sie ging ebenfalls ins Kloster, aber in ein Nonnenkloster,“ rief Edgar von Arnim.

Die Zwillinge schauderten. „Sie wurde eine bössartige, alte Jungfer.“

Melitta hob die blauen Augen. Ein tiefes Leuchten stand darin. „Sie stieg zu dem Teufelsfels hinauf —“

„Und wieder herunter,“ ergänzte Graf Jobst phlegmatisch. „Mag auch vorgekommen sein. Aber fehlgeschossen habt Ihr allesamt. Sie nahm einen anderen. Und der Kaplan sprach in hiesiger Kapelle den Segen über ihr Haupt —“

„Danach fiel er doch aber tot um?“ seufzte Solo Bentheim.

„Ach, papperlappap! Dachte gar nicht an solchen romantischen Unsinn. Hat noch an die sechzig Jahre in schöner Fülle gelebt, gutes gestiftet, die famossten Blumen gezüchtet und ist schließlich unserer Familie ein treuergebenes Gespenst geworden, das noch heut seine Freude an fröhlichen Ereignissen hat —“

„Noch heut Dufelchen?“

„Das Wort „heut“ ist freilich nur eine Floskel. Aber wer weiß, unter dem Monde ist nichts unmöglich, und braven Gespenstern erst recht nicht! Vielleicht findet das Beispiel der sternäugigen Ahnfrau Nachahmung —“ er blinzelte schalkhaft zu Melitta hinüber.

„Ich sterbe unvermählt,“ sagte diese fest. Es klang wie ein Gelübde.

Graf Jobst pfiff durch die Zähne und stand auf. „Es soll kein Mensch sich je verweisen, von dieser Speise will ich niemals essen —“ Wer hat Lust mit mir in den Kreuzgang hinunter zu steigen? Ihr alle? Tausend noch mal, seid Ihr beherztes Volk! Wenn nun aber das Gespenst nur die zwölfte Stunde abwartete, um an der Kapellenthür herumzuspukeln? Zulezt zeigte sich's dort vor der Verlobung meiner jüngsten Schwester.“

Solos Rosenfinger stahlen sich in die breite braune Hand des Schloßherrn. „Sieht's denn so gräßlich aus? Vielleicht wie ein Gerippe?“

Er schob die Achseln hoch. „Ich hab's noch nicht gesehen. Aber in der Kutte soll's gehen, gegürtet und geschmückt sein und ein junges, feckes Gesicht haben.“

Die Zwillinge tanzten vor Vergnügen.

„Aber was wird aus all dem Bleisenge und dem sonstigen Silberbesteck?“ Geleate Eier seh ich da. Wollt Ihr Euch um ungelegte Kümmern?“ Mit dröhnendem Schritt ging Graf Jobst durch's Zimmer.

Solo pustete die Kerzen des eisernen Leuchters aus. „Das ist ja alles vieux jeu, Dufelchen, abgetakelte Sachen! Ein richtiges Gespenst sehen, das wär doch zehnmal hübscher!“

Edgar von Arnim zeigte auf die Kamenuhr. „Zwanzig Minuten bis zwölf. 's ist hohe Zeit.“

Graf Simmern blickte sich im Kreise um. „Also graulich ist's Euch nicht?“

Der eine Zwilling schnippte mit dem Finger. „Graulich? Wo ich doch schon einmal einen Geist gesehen habe, damals, ehe ich die schlechte Fensur bekam.“

Graf Jobst markierte einen Nervenstauer. „Huh,“ machte er. „Das war wohl der Geist, der Dir selber fehlte?“ Er streckte die

Hand nach dem Knopf der elektrischen Leitung aus. „Stellen Sie Champagner auf Eis,“ rief er dem eintretenden Diener zu. Danach musterte er scharf das blasse Gesicht seiner Tochter. „Willst doch nicht auskneifen? Auf Simmern giebt's keine Deserteure. Mannschaften, nehmt sie in die Mitte!“

Edgar von Arnim zog lachend den Arm des Mädchens durch den seinen und schritt zur Thür.

Im Vorzimmer wickelten sich die Damen in warme Hüllen, dann stieg man über die hallende Treppe zum Kreuzgang hinab.

„Ich müßte lügen, wenn mir nicht wär, als streue mir jemand Schnee den Rücken hinunter,“ wisperte Solo der Tante zu. Und die Zwillinge klapperten mit den Zähnen.

Susi raffte aus einem Winkel ein verschlafenes Hauskätzchen auf. Sie gedachte es zur Not dem Geist ins Gesicht springen zu lassen.

Lachend folgten die jungen Offiziere. „Die Geisterstunde hat kein anderer als der Dufel eingerichtet,“ flüsterte Hasso Harden.

Mit dumpfer Stimme „Ruhe“ gebietend, öffnete Graf Simmern die eisenbeschlagene Thür zum Kreuzgang. Weit und öde thut sich die schmale Halle auf. Zwischen den Säulen schaute man hinaus ins Freie, in die Landschaft. Ein weißes Paradies dehnte sich draußen, durchglänzt von bläulichen Schatten. Tiefdunkel, nur von wenigen Sternen überfunktelt, stand der Nachthimmel darüber. Der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt. Fast atemlos drängte sich das ganze Völkchen um die riesige Gestalt des Schloßherrn. Schnarrte es nicht dort in der Ecke? Und oben zwischen den Wölbungen, was flatterte auf und nieder?“

Da erhob die alte Uhr im Kapellenturm ihre knurrende Stimme. Als sie zum zwölften Male rief, öffnete sich die Thür am Ende des Ganges. Langsam, langsam, in gemessener Feierlichkeit trat eine Gestalt hervor, in das Halbdunkel hinein, eine hohe Gestalt in brauner Kutte, die Kapuze ins Gesicht gezogen. Der

nächtlich schweifende gespenstische Kaplan nahm die Richtung gerade auf Melitta zu. Wie von der Tarantel gestochen jagten die Zwillinge davon, Susi ließ die aufgeraffte Kaze fallen und sprang dem Dufel an den Hals, Solo aber sank in die Kniee und betete vor Schreck ihr allererstes Kinderprüchlein her. Nur Melitta stand wie angewurzelt. Ihre Augen starnten. Der Atem stockte ihr unter Seufzen. —

Und dann hob sie plötzlich die Arme. Der Mantel glitt ihr von den Schultern. In feenhafter Lieblichkeit stand sie da unter dem matten Sternenlicht, das ihre Augen durchleuchtete, ihre Augen, die an der Erscheinung des Mönches hingen. —

„Konstantin!“ rief sie mit einer Stimme, welche zwischen Lachen und Weinen schwankte.

Da wurde die Kapuze drüber in den Nacken geschoben, ein lachendes, frohes, glückseliges Gesicht erschien über der Kutte — zwei Arme breiteten sich aus. Mit einem zärtlichen, schluchzenden Laut sank Melitta hinein. Im nämlichen Augenblick durchspante blendendes Licht den düsteren Kreuzgang.

„Gypres hab' ich die elektrische Leitung hierherführen lassen, um das Gespenst gründlich beleuchten zu können,“ rief Graf Jobst. Sein Gesicht zuckte vor Rührung und Freude. „Melitta, mein altes Ohr, hab' ich nun all meine Sünden gut gemacht? Konstantin, Du erwünschter Bengel, küssen kannst Du sie noch Dein lebelang — jetzt laß Dich erst mal von Deiner künftigen Frau Schwiegermama Liebden anschauen!“

Er schlug seiner Frau, die sprachlos vor Erstaunen war, auf die Schulter. „Was sagst Du, Alte? Braun wie 'n Kaffer ist er geworden da unten. Die Erlebnisse haben ihm den Leichtsinns hübsch vom Gesicht runtergewischt, he? Aber Noblesse hat er bewiesen, sich tüchtig zusammengerissen und alles ausgelächelt, was ihm in Europa böß angekreidet war. Hat die Schwarzen menschlich behandelt, wie sich's für einen Weißen ziemt. Wahre Hymnen sandten mir ja der Kommissar und Graf Pfeil über ihn zu. Na, und da, und da —“

eine Thräne rollte ihn in seinen grauen Schnurrebart, „da konnt' ich doch gar nicht anders als einfach telegraphieren: „Einem ganzen Kerl kann ich's Mädel nicht länger verweigern!“ — Ritsch, ratsch war er hier — und da ich nun mal 'ne ernste Sache ohne 'nen derben Spaß nicht vertragen kann, hab' ich Euch den Bengel als Neujahrsgespenst aufgebaut. Und jetzt — zum Champagner!“

✻ Allerlei. ✻

Von den Rätselfragen im ungarischen Volke sind natürlich viele Gemeingut vieler Völker. Der Volkswitz hat aber auch eine Reihe von Scherzfragen erfunden, die eigenes ungarisches Gewächs zu sein scheinen. Einige von ihnen seien hier erwähnt. Man fragt: Wann sieht der Blinde? Antwort: Wenn er einen Traum sieht. — Wenn man es aufbebt, so weint es, wenn man es niederlegt, ist es still, was ist das? Eine Kette. — Das Haus ist zum Fenster hinausgegangen, der Hausherr ist drinnen geblieben, wer ist das? Der im Netz gefangene Fisch. — Es kommt von selbst, wenn man es nicht thut, nur später, was ist das? Nach dem Waschen trocknet man, wenn man sich nicht abwischt. — Man geht in ein Loch hinein, kommt bei drei Löchern heraus, und wenn man bei allen dreien herausgekommen ist, dann ist man drinnen; was ist das? Das Hemd. — Was ist höher als ein Turm und dünner als ein Rohr? Der Regen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Proßt Neujahr.

Im Glase schimmert es köstlich klar,
Und festlich strahlen die Kerzen. —
Leb' wohl, Du liebes, altes Jahr,
Mit deinen Freuden und Schmerzen!

Wir grüßen hoffend das Neue nun —
Mög's allen nur Gutes bringen!
Dem Fleiße Erfolg — und erstem Thun
Ein frisches und frohes Gelingen!

Dem Winzer seg'ne es seinen Wein,
Dem Landmann sei's Korn- und Heujahr,
Und mir geb' es den Liebsten mein
Zum Eh'gemahle! — Proßt Neujahr! — B. S.

Das Körner-Denkmal in Chemnitz, welches am 18. Oktober dieses Jahres dem Freiheitskämpfer und Freiheitskämpfer in dieser Stadt der Arbeit errichtet ist, zeigt uns den Dichter des Schwertliedes, des „Harras, der fühne Springer“ und mancher anderen Pieder und größeren Werke, die längst geistiges Eigentum der deutschen Nation geworden, so wie er dem deutschen Volke stets vorschwebt. In der Uniform der Lützower Jäger, den Bleistift in der Rechten, die linke Hand am Schwert mit dem Schreibheft in derselben, könnte man annehmen, der mit seinem Blute für Deutschlands Freiheit eingetretene Dichter besinge gerade die Waffe, die er so fest und selbstbewußt vor sich hinstellt. Die 2,80 Meter hohe Figur ist von Professor Epler in Dresden geschaffen und von der dortigen Firma Birner und Franz gegossen. Den Sockel aus rötlichem, geschliffenen Granit zieren auf der Vorderseite ein Peyer und Schwert umschließender Lorbeerkranz und der Name Theodor Körner, während auf der Rückseite die Worte „Aus Dankbarkeit gewidmet vom Verein Körner-Tisch“ zu lesen sind. Dieser Verein, aus 200 patriotisch gesinnten Männern bestehend, faßte vor neun Jahren aus Anlaß der 100. Geburtstagsfeier des Dichters den Entschluß, diesem auf dem Körnerplatz in Chemnitz ein Denkmal zu errichten. Die Mittel wurden aus Beiträgen, öffentlichen Sammlungen und einem Zuschuß der Stadt aufgebracht.

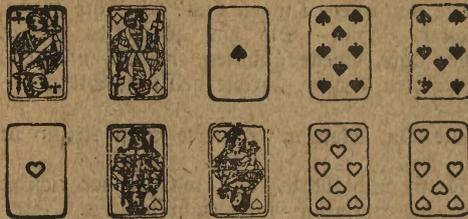
Distanzritte werden in der deutschen Armee fortgesetzt gepflegt. Außer den verschiedenen dienstlichen derartigen Reitübungen, bei denen jetzt aber scharf darauf geachtet wird, daß sowohl Pferd wie Reiter stets noch im leistungsfähigen Zustande das Ziel erreichen, finden Privat-Distanzritte einzelner Offiziere statt, die über ganz erhebliche Strecken gehen. So hat kürzlich der Oberleutnant Hehl vom 9. Dragonerregiment einen Dauerritt von seinem Garnisonort Meß über Wien nach Bukarest, eine Strecke von rund 2000 Kilometer, unternommen und in der festgesetzten Zeit von 20 Tagen zurückgelegt; Roß und Reiter sind in ausgezeichnete Verfassung am Zielort angekommen, trotzdem die tägliche Leistung etwa 100 Kilometer betraf. Wer sich übrigens den Gaul auf unserem Bilbe ansieht, muß sagen, daß der achtjährige englische Hunter, den Hehl ritt, mit seiner mächtigen Brust, seinen kräftigen stahlharten Beinen und dem musterhaften Körperbau unter einem Reiter wie Oberleutnant Hehl, wohl die Garantie für einen guten Ausgang zu bieten vermag.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Um fremde Körper aus dem Auge zu entfernen, träufle man einen Tropfen reines Olivenöl hinein. Dadurch werden Staub, Asche, Kalk, selbst kleine Splitter u. s. w. rasch entfernt.

◆ Nachtsich. ◆

1. Skataufgabe.



Mittelhand hält Bil-Solo, worauf Hinterhand mit obiger Karte Grand erklärt und das Spiel gewinnt, obwohl kein Auge im Stat liegt. Wie saßen und wie fielen die Karten?

2. Silbenrätsel.

an bel chen cho der dies ding fa fiel hi ir je le le li nel o ob
ra ri ri ta ving

Aus obenstehenden 23 Silben sind acht Worte zusammenzusetzen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Namen der nordischen Sage ergeben. Die einzelnen Worte bedeuten: 1. eine Operette, 2. eine eßbare Wurzel, 3. Stifter einer religiösen Sekte, 4. ein Verzeichnis, 5. ein alttestamentliches Buch, 6. ein biblischer Ort, 7. eine Pflanzpflanze, 8. ein bekannter englischer Romanschriftsteller.

3. Rätsel.

Wenn ein Kleidungsstück es ist,
Kann zum Staat es nicht mehr taugen,
Ward es ohne Kopf ein Mensch,
Schloß für immer er die Augen.

Übung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Weihnachts-Rätselsprung.
Som Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milber Stern herniederlacht:
Ein weibrauchliches Harzgebüde
Durchschwimmt träumerisch die Büste
Und terzenhelle wird die Nacht.
Wir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchengloden
Mich lieblich heimlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.
Ein frommer Bauer hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich seh'n;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein gold'ner Kindertraum hernieder;
Ich fühl's: ein Wunder ist gesch'hn! Storm.

2. Saal, Saale.

◆ Lustiges. ◆

Ein Konfusionsrat.



Ein Schmeichler.

„An Ihnen, Herr von Huber, ist Alles sympathisch — ich hab' Sie zu gern! Ich glaub', ich wär' im stand', mit Ihnen eine Flasche Wein zu trinken — wenn Sie eine spendieren würden!“

Ganz was Feines.

Der Wasil vom Brümmelhof hat einem Herrn vom Hofe, einem Grafen, der sich mit auf den Hofjagden befindet, Sonntags als Führer in ein Gebirgsdorf, das dieser kennen lernen will, gedient. Als sie dort vor dem Wirtshause angekommen, ist das Tanzvergüngen in vollem Gange und nicht lange darauf die Kauferei auch. Der Graf sowohl wie auch der Wasil sehen sich die Sache an und als nun die Hiebe so recht dicht fallen, meint der letztere anerkennend: „Net schlecht, Graf, net? Aber woast, woas i amoal sehgn mdcht? So a Kauferei bei Hof — des muas scho was ganz nobels sei!“

Gut gezogen.

A.: „Ich hätte den Herrn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.“
Jean: „Bedaure, in wichtigen Angelegenheiten empfängt nur die gnädige Frau.“

Zu gut getroffen.

Photograph: „Nun, ist Ihre Gemahlin nicht gut getroffen?“
„O, zum hören deutlich!“

Zustizrat (von dem Besuch eines todkranken Klienten zurückkehrend): „Sapperment, ich werde alle Tage zerstreuter; jetzt hab' ich dem Schmalzhuber sein Testament aufgesetzt und meinen Hut liegen lassen!“

Ein Vorurteil.

Professor: „Du, Frau, gleb mir einmal meinen alten Regenschirm!“
Frau: „Warum denn den alten?“
Professor: „Ja, ich will jetzt dem Buchhändler Gruber meine neue lateinische Grammatik zum Verlag anbieten. Da kann's nicht schaden, wenn ich beim Fortgeh'n den Schirm seh'n lasse!“

Bernühigende Verordnung.

Geschäftsreisender (im Eisenbahn-Kupe lesend: „Das Hinauswerfen von Gegenständen ist verboten!“): „Gott sei Dank, hier hört die Macht der Chefs und Prinzipale auf!“

Ein Schwerenöter.

„Wollen Sie nicht ein Stückchen Zucker zum Kaffee nehmen, Herr Leutnant?“
„Das wird wohl nicht mehr nötig sein; Sie haben ja eben in die Tasse geguckt!“

Lakonisch.

„Was heißt eigentlich „causa bibendi“ ehrlich übersetzt?“
„Durst!“

Naiv.

Spizhube (der in der Buchhandlung ein Strafgesetzbuch gekauft hat): „Sagen Sie mal, das Buch ist ja so dünn . . . Das ist wohl für Anfänger?“